

Qualität oder Quote?

Geschlechterverhältnisse in Kunst und Wirtschaft

Gespräch mit Gabriele Michalitsch, Robert Misik, Luisa Ziaja,
Wolfgang Zinggl, moderiert von Silke Felber

Silke Felber: Elfriede Jelinek befasst sich seit Beginn ihrer schriftstellerischen Tätigkeit mit der Wechselbeziehung zwischen tradierten Rollenbildern und ökonomischen Phänomenen. Werkimmanent ist in diesem Kontext eine Entwicklung nachzuzeichnen, die sich sowohl thematisch als auch auf formaler Ebene zeigt. So folgt etwa der frühe Theater text *Was geschah, nachdem Nora ihren Mann verlassen hatte oder Stützen der Gesellschaften* noch großteils den Regeln des dramatischen Theaters, was in späteren Arbeiten wie z.B. *Die Kontrakte des Kaufmanns* nicht mehr der Fall ist. Weniger dynamisch hingegen scheint die realpolitische Entwicklung der Gleichberechtigung voranzuschreiten. Das World Economic Forum erstellt seit 2006 den Global Gender Gap Report, der die Gleichstellung der Geschlechter in 136 Ländern analysiert. 2014 liegt Österreich darin in Bezug auf die Beschäftigungsquote von Fachkräften auf Platz 77. In Bezug auf allgemeine Einkommensunterschiede belegen wir momentan sogar Platz 122. Wo müsste die österreichische Politik Ihrer Meinung nach ansetzen, um dieser alarmierenden Benachteiligung von Frauen entgegenzuwirken?

Gabriele Michalitsch: Im Groben geht es darum, die Reproduktion von asymmetrischen Herrschaftsverhältnissen sowohl über die diskursive (wirtschaftliche Termini der Konkurrenz sind stark mit Männlichkeit aufgeladen) wie auch die materielle Seite, die mit der ersten eng verflochten ist, zu stören. Öffentliche Diskussionen über Einkommensrelationen bleiben immer auf unselbstständige Beschäftigte und Arbeit im Allgemeinen reduziert. Dabei wird das Thema Kapitaleinkommen gänzlich ausgespart. Auch ist die Praxis der Besteuerung nicht geschlechterneutral umgesetzt. Schlussendlich ist unbezahlte Arbeit, der Sektor der Reproduktion und die Pflegearbeit, aus dem, was wir unter dem Stichwort Ökonomie besprechen, schon von vornherein ausgeklammert.

Silke Felber: Michael Thalheimer hat dieses Jahr Elfriede Jelineks *Die Schutzbefohlenen* am Burgtheater zur österreichischen Erstaufführung gebracht. Erstmals nach 17 Jahren war Je-



Ziaja, Misik, Felber, Michalitsch, Zinggl

linek – Österreichs einzige Literaturnobelpreisträgerin – wieder am großen Haus zu sehen. Diese karge Präsenz scheint einen grundsätzlichen Gender Gap widerzuspiegeln. 2013 lag die Anzahl der gespielten Autorinnen am Burgtheater bei 10%. Der Männeranteil in der Kategorie Regie machte 84% aus (in der Staatsoper gar 100%). Im Gegensatz dazu betrug der Frauenanteil bei den Souffleuren 100%. Beide Häuser fungieren als Aushängeschilder Österreichs und sind als solche hochsubventioniert. Herr Zinggl, muss angesichts dieser Tatsachen nicht die Politik tätig werden, um solche Asymmetrien zu unterbrechen?

Wolfgang Zinggl: Ja, das sollte sie. Dabei darf die Frage aber nicht ungestellt bleiben, ob die weiblichen Akteure eine Quote überhaupt wollen. Es gibt meiner Ansicht nach Bereiche, bei denen eine solche Bottom-up-Maßnahme der einzige Weg ist, die Situation zu ändern. Die Wiener Philharmoniker sind so ein Fall: Schon im Jahr 1997 wurden Fördergelder in Höhe von 2 Millionen an die Institution mit der Auflage ausbezahlt, die Geschlechter-Verhältnisse radikal zu ändern, was jedoch schlichtweg ignoriert wurde. Ein weiterer Bereich, der meines Erachtens von einer Quotenregelung profitieren würde, ist die Filmbranche. An anderen Stellen gibt es aber auch ohne Quote durchaus Fortschritte zu verzeichnen.

Silke Felber: Der Bereich der Bildenden Kunst, Frau Ziaja, ist dem der Bundestheater in dieser Hinsicht sehr ähnlich. Im Jahr 2013 lag der Frauenanteil im Einzelausstellungsbereich des Kunsthistorischen Museums, der Albertina und des Theatermuseums bei jeweils 0%, im MAK lag er immerhin bei 28%. Vorbildlich erscheint in diesem Zusammenhang das Belvedere – hier gab es 4 Einzelausstellungen von Frauen und 2 von Männern zu sehen. Setzen Sie ganz bewusst und in Abgrenzung zu den anderen Institutionen auf eine hohe Frauenquote?

Luisa Ziaja: Ein Anliegen meiner kuratorischen Arbeit im 21er Haus ist das durchaus. Zunächst etwas Allgemeines zum Feld der Kunst: Es ist unübersehbar, dass dieser Bereich durch sehr elitäre, untransparente Praktiken und mannigfaltige Distinktionen auffällt. Die große Bedeutung, die informellen Netzwerken zukommt, macht Modelle des Top-down und Gender Mainstreaming so schwer durchsetzbar. Um an der Marginalisierung von Künstlerinnen also grundsätzlich etwas zu ändern, bedarf es einer Gegenkanonisierung, wie wir sie eben versuchen. Man muss dazu sagen, dass das Belvedere auch Führungsposten – zum Beispiel den der kaufmännischen Leitung – weiblich besetzt hat. Der Bereich der KuratorInnen ist mit 3 zu 8 hingegen nicht gar so ausgewogen. EntscheidungsträgerInnen sollten allgemein eine höhere Sensibilität für Geschlechterfragen entwickeln. In meiner Arbeit visiere ich das Ziel einer 50-50-Verteilung an.

Silke Felber: Die deutsche Regierung hat im Dezember 2014 eine verpflichtende Geschlechterquote beschlossen. Ab 2016 sollen in den Aufsichtsräten der großen Unternehmen mindestens 30 Prozent Frauen sitzen. In Österreich wiederum hat sich der Frauenanteil in den Geschäftsführungen seit 2006 um nur 2,2 Prozentpunkte erhöht. Nur 5,9% der Vorstands- und Geschäftsführerposten sind

mit Frauen besetzt. Das besagt der *Frauen.Management.Report 2015*. Wäre es angesichts dieser Tatsachen nicht ratsam, auch hierzulande ernsthaft über eine gesetzliche Geschlechterquote nachzudenken?

Robert Misik: Doch, das wäre es. Man muss aber auch bedenken, dass die eben erwähnten Aufsichtsräte das unwichtigste Glied der Kette sind. Von den Vorstandsposten wird hier gar nicht gesprochen. Konsequenter wäre es, jede Ebene der Hierarchie darunter auch durchzuquotieren, eine Herangehensweise, deren Denkart sich dann nach oben arbeiten könnte. Das passiert aber nicht.

Silke Felber: Im Text *Warnung an Griechenland vor der Freiheit*, den Jelinek anlässlich eines Gastspiels von Nicolas Stemanns Inszenierung der *Kontrakte des Kaufmanns* in Athen verfasst hat, ist immer wieder in Rekurs auf Platons *Politeia* vom „Nutzen des Stärkeren“ die Rede. Einer Gerechtigkeitsdefinition, die auf das neoklassische Leitbild des homo oeconomicus zu verweisen scheint, der sich durch ein ganz spezielles Attribut auszeichnet: nämlich nutzenmaximierend zu agieren. Veronika Duma, die in eine unserer Arbeitsgruppen involviert war, bringt dieses Bild des homo oeconomicus mit Remaskulinisierungstendenzen in Verbindung, die bzgl. der Krise auszumachen wären. Beobachten auch Sie solche Tendenzen angesichts der Entwicklungen der letzten Jahre, Frau Michalitsch?

Gabriele Michalitsch: Die neoklassische Schule, wenngleich momentan ein wenig in der Defensive, beherrscht den ökonomischen Diskurs an den Universitäten – und das nicht nur im deutschsprachigen Raum. Der Keynesianismus bietet hier nur spärliche Gegenrede. Der Nutzen des Stärkeren darf hierbei mit dem homo oeconomicus nicht gänzlich überblendet werden, weil jener in seiner Konzeption immer egalitär und freiheitlich gedacht ist. Differenzierung anhand von Geschlecht oder der Macht eines Stärkeren wird dort nicht vorgenommen. Solcherlei Theoriegebilde sind für die Praxis der Austeritätspolitik, wie wir sie derzeit in Griechenland, aber auch in Spanien oder Portugal, erleben, in hohem Maße bestimmend. Eine Restrukturierung wird in diesen Ländern als Abbau öffentlicher Leistungen betrieben. Dabei sind starke Unterschiede zwischen den Sektoren zu verzeichnen: Die weiblich dominierten Bereiche der Bildung, Betreuung und Gesundheit sind, zeitgleich mit dem Erstarken des informellen Sektors der Prostitution, von Kürzungen weit mehr betroffen als Militär, Justiz und Polizei, was auf einer diffusen Angst vor einem Putsch gründet. So erklärt es sich, dass die zunehmende Jugendarbeitslosigkeit mit einem Verhältnis von 30% zu 75% ein weibliches Phänomen ist. Insofern gibt es eine Remaskulinisierungstendenz des Staatlichkeitsbegriffs (Wohlfahrtsstaat versus Sicherheitsstaat). Und damit einhergehend ist es zu einer auffallenden Diffamierung von feministischen Diskursen auch hier in Österreich gekommen.

Silke Felber: Ich komme noch einmal zu der Entwicklung zurück, die die Motive von Ökonomie & Gender in Jelineks Texten bis dato durchlaufen hat. Brigitte Jirku hat in den Arbeitsgruppen behauptet, der Genderaspekt wäre in den jüngeren Texten Jelineks nicht mehr so stark ausgeprägt wie in ihren frühen Arbeiten. Hat

das vielleicht damit zu tun, dass sich auch positive Entwicklungen abzeichnen? Studiert man etwa die Erhebungen zum Frauenanteil in den Kulturberichten der Stadt Wien, so kann konstatiert werden, dass in den Jurien und Kuratorien überwiegend Frauen tätig sind. Eine hohe Frauenquote zeigt sich auch angesichts der Preisvergaben: 2013 beispielsweise gingen beide Förderungspreise für Bildende Kunst an Frauen (nämlich an Zenita Komad und Judith Saupper). Haben Sie das Gefühl, dass Frauen in den letzten Jahren vermehrt ganz bewusst dazu übergehen, sich gegenseitig zu unterstützen?

Luisa Ziaja: Ich denke tatsächlich, dass das ein wichtiger Faktor ist und Österreich ein gutes Beispiel für den Einzug von Frauen in leitende Positionen darstellt. Dennoch wäre ich vorsichtig damit, das als eine generelle Positiventwicklung darzustellen. Auch ist der Anteil der 50% weiblichen Absolventen von Kunsthochschulen, die später ihren Lebensunterhalt damit verdienen, bedeutend geringer. Das symbolische Kapital der Kuratoren liegt nicht in Frauenhand. Kunstvermittler, deren Aufgaben mit sozialen Aspekten konnotiert sind und die keine programmatischen Entscheidungen treffen, sind in der Tat häufig Frauen. Es gibt auch positive Entwicklungen, insofern sollte man nicht alles nur negativ zeichnen. Dennoch fällt eine Diskrepanz zwischen einer kritischen Museologie beziehungsweise kuratorischen Theorie und ihrer Umsetzung durch die Institutionen deutlich ins Auge.

Wolfgang Zinggl: Das scheint mir wichtig zu sein. In Bezug auf Gendergerechtigkeit wird zu selten über Inhalte gesprochen. In Ausstellungen, Filmen, insbesondere im ORF, werden Rollenklischees weitergeschrieben, als hätte es den Feminismus niemals gegeben. Wichtig scheint mir hier auch der Blick auf Differenzen zwischen marktwirtschaftlichen und staatlichen Einrichtungen: Der kommerzielle Kulturbereich, der gegen einen staatlichen Eingriff immun ist, ist ungemein männlich dominiert. Der Amadeus Austrian Music Award, dessen Verleihung ich verfolgt habe, hatte ausschließlich männliche Gewinner (die „beste weibliche Interpretation“ ging an Conchita Wurst). Widersprechen muss ich jedoch in Bezug auf die KuratorInnen und die Beiräte: Wenngleich es in der Albertina zu 70% Frauen sind, stellen die wiederum vorrangig männliche Künstler aus. Das eine bedingt also noch nicht zwingend das andere.

Luisa Ziaja: Ich denke, Sie haben mir gar nicht widersprochen. Ich finde nicht, dass die Beiräte durchwegs mit Frauen besetzt werden sollten, genauso wichtig sind dort Männer, die sensibel für jene Fragestellungen sind.

Gabriele Michalitsch: Im Endeffekt geht es um die Frage, wer die Diskurshoheit hat, über die Qualität von Kunstproduktion zu entscheiden. Objektive Maßstäbe existieren ja nicht. Auch ein Fördergremium ist dementsprechend keine neutrale Instanz. Es herrscht eine Verwertungslogik vor, was für mich bedeutet, dass eine Quote nicht viel schlechter wäre als, der Idee des Marktes entsprechend, Gestaltungsfreiheit an den Besitz von Kapital zu knüpfen. Zum Thema der fehlenden Inhalte: Mehr Frauen im Kunstsektor bringen noch keine totale Veränderung der

Landschaft inhaltlicher Art mit sich. Dennoch verfügen Frauen tendenziell über soziale Erfahrungen mit Unterdrückung, die die Wahrscheinlichkeit erhöhen, dass ein weiblicher Blick auch ein feministischer Blick ist.

Robert Misik: Wir rennen, denke ich, mit marktkritischem Vokabular hier offene Türen ein. Es ist gleichzeitig dennoch unbestreitbar, dass wir alle, auch heute noch, alte Rollenbilder transportieren. Und tatsächlich hat die Realität aus meiner Sicht mehr konkurrenzerprobte und Seilschaften bildende Männer vorzuweisen, als Frauen. Oder könnte es andersherum in dieser Entwicklung der Remaskulinisierung auch eine Art Crash geben, der im Endeffekt der Aufwertung der Frauen dient? Ich denke hier etwa an die Arbeitslosen vom Marienthal: Wenn das männliche Alleinverdiener-Ideal ganz und gar zerstört ist, sitzen die Männer zerstört in der Kneipe, während die Frauen den Laden zusammenhalten.

Gabriele Michalitsch: Ich denke, solcherlei Szenarien gehen an unserer Realität vorbei, abgesehen davon, dass die skizzierten Frauen lediglich einer anderen Art von Unterdrückung ausgesetzt sind. Wichtig ist doch für Frauen, in den Arbeitsmarkt reinzukommen. Mit Subsistenzproduktionen Machtgewinn zu generieren, betrachte ich als doppelbödig.

Wolfgang Zinggl: Wir bewegen uns, ob wir wollen oder nicht, in einem kapitalistischen System. Gibt es keine Möglichkeit, aus dieser Not eine Tugend zu machen und beispielsweise einzelne Konkurrenzmechanismen zu adaptieren oder womöglich das System beschleunigend an die Wand zu fahren? Freilich wäre es möglich, Produzentinnen eine Finanz-Zusage für zwei Filme zu geben. Das würde die Angst dieser Künstlerinnen – und ich sehe diese bei den weiblichen Kollegen tatsächlich stärker ausgeprägt – zeitweilig abschwächen. Irgendwann kommt die Konkurrenz-Situation aber wieder zurück. Auf lange Sicht sehe ich noch ein anderes Problem. Bei den Grünen gibt es etwa eine gewisse Verfestigung des Konkurrenzdenkens bei Männern insofern, als trotz weniger weiblicher Bewerber auf einen Platz die Quote die Entscheidung zugunsten der Frau nahelegt. Gilt es nicht viel eher, Frauen einen selbstsicheren Umgang mit Konkurrenz zu ermöglichen?

Robert Misik: Der Kunstmarkt funktioniert, das darf man nicht vergessen, mit einer ausgeprägten Starökonomie und ist mit einem egalitären Heer von 100.000 Fabrikangestellten nicht vergleichbar. Jeder möchte hier die Nummer Eins sein.

Gabriele Michalitsch: Konkurrenz wird nach wie vor als zivilisierter und vor allem friedlicher Krieg aller gegen alle dargestellt. Weil der Kapitalismus aber gerade im Begriff ist, sich eine neue Gestalt zu geben, stellt sich dabei die Frage, wie wir als Subjekte das regulieren können, indem wir uns organisieren. Da gibt es Vorschläge, die in der Tat ein anderes Leben ermöglichen. Kernthemen sind die massive Reduktion von Arbeitszeit und die Umverteilung von bezahlter und unbezahlter Arbeit. Räume der kulturellen Produktion und Reflexion, die aus einem solchen Zeitgewinn entstehen, führen durchaus in eine andere Gesellschaft.

Teresa Kovacs: Wir haben im Rahmen des Postdramatik-Symposiums letztes Jahr

über die Ökonomisierung des Theaterbetriebs gesprochen, die, einer These von Stegemann zufolge, neoliberalistischen Modellen folgt. In der Konsequenz sind Regie-Autoren wie Pollesch, die dem Uraufführungsdruck begegnen können, indem sie immens viel Text und Uraufführungen in kurzer Zeit produzieren, stark im Vorteil, während es andere AutorInnen zunehmend schwer haben, sich durchzusetzen. Wie könnte die Politik dem entgegenwirken, um die Qualität der Theaterproduktionen abzusichern?

Wolfgang Zinggl: Der Begriff der Qualität widerstrebt mir nicht zuletzt wegen seiner Eigenschaft, die ihm zugrundeliegenden Kriterien zuzudecken. Wenn ich mir ein Auto kaufe, kann ich entweder dessen Größe, seine Motorleistung und das damit verbundene Statussymbol als Qualität hervorstreichen oder, genau umgekehrt, dessen niedrigen Benzinverbrauch und den Vorteil, leichter einen Parkplatz zu finden, weil es klein ist. Qualität ist also ein relativer Begriff, der von den Bedürfnissen derer abhängt, die ihn verwenden. Deswegen sollte genau überlegt sein, welche TheaterdirektorInnen in entscheidenden Positionen sitzen, weil diese über den Spielplan und die Auswahl der Besetzungen maßgeblich die Qualitätskriterien mitbestimmen.

Elisabeth Al-Himrani: Herr Misik, Sie haben vorhin von einer Bubenblase gesprochen, in der sich Männer gegenseitig ihren Höhenflug sichern. Es scheint mir, als würden sich Frauen anhand von Netzwerken eher horizontal verflechten, wohingegen eine männliche Seilschaft immer mit einem Aufstieg zu tun hat. Mich würde aber interessieren, ob man sich denn immer darauf verlassen kann, mit hochgezogen zu werden?

Robert Misik: Meine Erfahrungen aus einer journalistischen Beobachterposition sind die, dass in den Führungsetagen kaum Frauen agieren. Der Ausschluss ist lebenskultureller Art, weil Frauen sich in den Runden der Männer, die da beisammensitzen, gar nicht so wohl fühlen. Dennoch, manchmal wird sicher auch jemand fallengelassen.

Silke Felber: Wir haben gestern über den sogenannten „Großmutter-Feminismus“ der Alice Schwarzer gesprochen, der ich gerne Laurie Penny gegenüberstellen möchte. In ihrem hochgelobten Buch *Unsagbare Dinge* macht sie sich für einen neuen, jungen Feminismus stark, dem es um Gerechtigkeit und Gleichheit geht, und will, um noch einmal Jelinek zu zitieren, „denjenigen eine Stimme geben, für die sonst niemand spricht.“ Daher meine provokante Abschlussfrage: Ist die Diskussion um Quoten möglicherweise eine äußerst elitär geführte, die sich ausschließlich an den vermeintlichen Bedürfnissen der weißen Mittelstandsfrau orientiert?

Gabriele Michalitsch: Das stimmt in gewisser Weise sicherlich. Ich bin auch für eine Quote an den Supermarktkassen. Wir wissen, dass die Bewertung der Arbeit sehr stark davon abhängt, wer sie ausführt. Geschlecht und Arbeit sind also eindeutig keine voneinander unabhängigen Kategorien. Wie eben schon geschehen, muss man sicherlich auch fragen, ob Quoten stabile Änderungen hervorbringen

können. Ich habe das Buch von Penny nicht gelesen, dennoch kann ich bestätigen, dass es auch in Feminismus-Diskursen, wie Sie sagen, Ausblendungstendenzen gibt. Die Frage nach Macht und Herrschaft, mit der ich mich beschäftige, ist aber tatsächlich empirisch fassbar. Es geht um ökonomische Verhältnisse, politische Repräsentationsformen und diskursive Konfigurationen, die eben nicht neutral sind und deshalb anzugreifen. Das verstehe ich unter Feminismus. Welches Label damit noch verbunden sein mag, ist für mich zweitrangig.